Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 79 (1970)
Heft: 3

Artikel: Der Weg zu Freundschaft und Hilfe
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974958

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER WEG
ZU
FREUNDSCHAFT
UND
HILFE

Es war die Geschichte von Tomte Tumetott, dessen Herz vom Helferwillen erfüllt ist. Sie stand im Mittelpunkt einer Probelektion im Rahmen einer Jugendrotkreuztagung vor einigen Jahren. Auf geschickte Weise lenkte die Lehrerin die Kinder in einem anschliessenden Gespräch von der wundersamen Märchenwelt in die Realität: «Möchtet Ihr auch sein wie Tomte Tumetott?» Ein vielfaches, begeistertes und spontanes Ja erfüllte den Raum . . . Dieses Beispiel mag deutlicher als lange Erklärungen anzeigen, welche Rolle dem Kinderbuch im Hinblick auf eine Erziehung zur Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe zufallen kann und soll. Dass der Weg zu Freundschaft und Hilfe mit mancherlei Opfer verbunden ist, wird das Kind langsam und Schritt für Schritt lernen müssen. Manches unserer Beispiele führt in die überbordende Phantasiewelt, in der Zauberei und Hexerei selbstverständlich sind. Dies mag bei genauerer Betrachtung eher ein Vorteil als ein Nachteil sein, ermöglicht eine Darstellung im Rahmen der Märchenwelt dem Autor doch, tiefere Wahrheiten kundzutun, als er es auf dem Boden der wirklichkeitsgetreuen Beschreibung vermöchte, ohne dabei den Zeigefinger der Moral zu erheben. So ist es um unsere hilfreiche Einstellung dem Nächsten gegenüber bestellt: Das Kind, das immer nur Gutes tut und um das Wohl seiner Mitmenschen bemüht ist, wirkt unglaubwürdig, wird es zur tragenden Gestalt eines Kinderbuches erhoben. Da muss man das Märchen bemühen, um glaubhaft zu bleiben und Menschlichkeit zu predigen:

. . .da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: «Ach, gib mir doch etwas zu essen, ich bin so hungrig.» Das Mädchen reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: «Gott segne dir's!» und ging weiter . . . Sterntalers Nächstenliebe ist ebenso selbstverständlich wie jene der kleinen Hexe und anderer Gestalten der Kinderliteratur. Für uns aber ist es ein weiter Weg bis zu einer auf alle eigenen Güter und Wünsche entsagenden Menschlichkeit. Und doch ist es ein Weg, den zu beschreiten, sich lohnt. Lassen wir das auch die Kinder erkennen!

Rettung aus dem Feuer

Davids Herkunft ist dunkel. Bis zu jenem Zeitpunkt, da ein Wärter ihm zur Flucht verhilft, hat er im Lager gelebt. Das Misstrauen gegenüber den Menschen, gegenüber dem Leben wurzelt tief in seinem Herzen und erfüllt ihn mit Angst. Erst von jenem Augenblick an, da er ein kleines Mädchen aus den Flammen rettet, vollzieht sich in ihm die Wandlung: Er fasst Zutrauen zu sich selbst und zu den Mitmenschen. Dass seine Wanderschaft eines Tages ein Ende nimmt, dass der ewig Heimatlose eine Heimat findet, ist der Schluss der mehrfach ausgezeichneten Geschichte von Anne Holm. «Ich bin David», als Taschenbuch im Sauerländer-Verlag, Aarau, erschienen, rührt an manches Problem junger heranreifender Menschen, die es danach drängt, sich zu bewähren und eine Leistung zu vollbringen, die dem Alltag ein besonderes Gewicht verleiht.

Es brennt — das Mädchen! Es war nicht das Haus — es war das Mädchen — das Mädchen, das einer Blume glich, war drinnen im Feuer!
David schoss hoch, lief einige Schritte auf die Hütte zu, wandte sich um und griff nach seinen Kleidern, warf sie in den Fluss und sprang hinterdrein. Jetzt war alles wieder tropfnass ... David hatte das Gefühl, es seien Stunden vergangen, ehe er das kleine Haus erreichte — so viele Gedanken waren ihm während des Laufens gekommen. Ein Mann im Lager war einmal aus einem brennenden Haus gelaufen und hatte sich nasse Lappen vors Gesicht gehalten; dadurch hatte er den Rauch ertragen können, ohne bewusstlos zu werden und ohne dass sein Kopf Feuer fing. Hoffentlich konnte er sie herausholen; die Wände brannten noch nicht, aber die Tür stand in hellen Flammen — und all das trockene Laub und das Astwerk, woraus das Dach gemacht war — er musste das Mädchen herausholen, bevor all das noch richtig Feuer fing ...
Er war schon im Begriff, Gott anzurufen, er möge ihm helfen; das Mädchen, das einer Blume glich, wollte Gott bestimmt nicht sterben lassen; es war so wunderschön anzusehen. — Hier war nun etwas, was er zur Vergeltung für Gott tun konnte!
Er konnte es nicht laut sagen, denn er lief viel zu schnell — aber er sagte es in seinem Herzen: Gott der grünenden Weiden und der Wasser, du brauchst mir nicht zu helfen — ich will es selbst tun, damit du siehst, dass ich etwas gefunden habe, was ich für dich tun kann. Ich bin David. Amen.
Nun hatte er das Haus erreicht. Der kleine Junge, der dageblieben war, weinte und weinte. David konnte vom Fluss her andere Stimmen hören, hatte aber keine Zeit, sich umzuschauen. So schnell er konnte, knüpfte er sein Bündel auf, nahm das Messer heraus, hob seine nasse Jacke wieder auf und hielt sich mit der anderen Hand die nasse Hose vor Nase und Mund. Dann lief er hinein in die Flammen.
Im Innern war das Feuer nicht so stark, aber er konnte vor Rauch nichts sehen. Mitten im Raum sass das Mädchen; sie hatten es an einem alten Stuhl festgebunden; die Tränen liefen ihm über die Wangen; es hustete und hustete und rief zwischendurch jämmerlich um Hilfe.
Erst wollte David zu ihm hinlaufen — aber da fiel ihm ein, dass er zuerst überlegen müsse. Er musste schnell überlegen, jedoch so sorgfältig, als hätte er eine Menge Zeit. In erster Linie galt es, die Schnüre durchzuschneiden; die Flammen begannen sich von der Tür her rasch über den Fussboden auszubreiten, sie züngelten zu den Holzwänden hin, wo trockenes Laub lag. Das Haus hatte keine Fenster; sie mussten wieder durch die brennende Tür hinaus. Daneben waren Körbe und Kisten aufgestapelt. David versetzte ihnen einen Stoss, damit die Flammen sie nicht erreichen konnten. Einige Kisten stellte er nebeneinander auf den Fussboden, um eine Brücke zur Tür hin zu bauen. Dann griff er nach einem Besen, der bereits ein wenig schwelte, und kehrte damit das trokkene Laub von der Wand weg zu den Körben hin, damit das Feuer — so hoffte er — dort Nahrung suchen würde, statt sich gleich über den ganzen Raum auszubreiten.
Inzwischen musste auch er husten — er konnte sich nicht gleichzeitig etwas Nasses vors Gesicht halten, die Körbe wegschieben und auch noch kehren.

Dann erst wandte er sich an die Kleine. «Mach die Augen zu», sagte er zu ihr, «und auch den Mund!» Er wickelte ihr die nasse Jacke ums Gesicht — nicht zu fest, nur so, dass ihre Nase und ihr Mund durch die Jacke atmen konnten; nun erst schnitt er die Fesseln durch. Zum Glück war es nur Bindfaden! Sein Messer

war nicht besonders scharf, und er musste oft damit hin- und herfahren; die Kleine begann schon ungeduldig zu werden. David hielt ihren Fuss fest, um ihr zu zeigen, dass sie stillhalten musste. Er wagte nicht zu sprechen, um nicht noch mehr Rauch zu schlucken. Die Hitze war fast unerträglich — aber er wollte, wollte — es musste gelingen!
Endlich waren die Fesseln zerschnitten; die Kleine erhob sich wankend vom Stuhl und zog die Jacke vom Gesicht weg. David konnte nur noch blinzeln; seine Augen brannten und schmerzten; aber er sah, dass sie ihn anschaute — mit grossen, schwarzen Augen. Dann schloss sie die Augen, stolperte und wäre gefallen, wenn nicht David sie festgehalten hätte. Sie war ohnmächtig geworden. Das bedeutete, dass sie nicht selbst mit ihm hinauslaufen konnte; er musste sie tragen.

Einen kurzen Augenblick lang hatte David das Gefühl, er habe Gott zuviel versprochen. Er konnte es nicht bewältigen. Vielleicht hatte der Rauch sie getötet. Er legte sie auf den Boden und horchte mit dem Ohr an ihrer Brust; so hatten es die Männer im Lager gemacht, wenn sie wissen wollten, ob einer noch lebte. Und er konnte hören, wie ihr Herz schlug.

David wickelte dem Mädchen die Jacke wieder um den Kopf und zog sich selbst die Hose übers Gesicht; sie war so verschlissen, dass er lediglich den Finger durch ein Lock stecken und es etwas grösser machen musste — er musste doch wenigstens die Tür sehen können. Falls er das Mädchen nicht ganz durch das Feuer würde tragen können, wollte er es hinauswerfen; das würde er noch schaffen, bevor er selbst verbrannte. Er hatte Angst vor dem Verbrennen. Es war besser, jetzt nicht zu denken. Er wollte versuchen, das Mädchen hochzuheben und drauflos zu laufen. Es war schwer. Es war gut, dass es nicht ganz so gross war wie er selbst, sonst hätte er bestimmt nicht genug Kraft gehabt. Eine Sekunde lang zögerte David vor dem lärmenden, prasselnden Feuer, das einmal eine Tür gewesen war. Dann ging er mitten hindurch.
Und dann war es vorüber. Er war durchgekommen und hatte das Mädchen bei sich. Später konnte er sich an die Reihenfolge der Ereignisse nicht mehr erinnern. Draussen waren die beiden Jungen und noch ein paar andere; zwei waren etwas grösser. Er hustete und hustete und wäre vermutlich hingefallen, wenn er nicht hätte auf das Mädchen aufpassen müssen. Die anderen redeten laut und aufgeregt durcheinander und wollten es anfassen, aber er schob sie alle weg. Er setzte sich mit dem Mädchen auf die Erde und nahm ihm und sich die schützenden Kleidungsstücke vom Gesicht. Sie waren kaum noch feucht.
Dann entdeckte er, dass die Haare des Mädchens brannten; eine von den langen Locken war nicht zugedeckt gewesen. Das Feuer glaubte wohl, es könne ihm seine Beute doch noch streitig machen! David hörte nicht, dass ein Auto anhielt, auch nicht, dass er selbst vor Wut aufschrie; er schleuderte seine Jacke von sich und griff mit beiden Händen in das Haar des Mädchens; er drückte und drückte und merkte nicht einmal, dass er sich dabei verbrannte; das Feuer war bald erstickt, doch presste er den Kopf der Kleinen fest an seine Brust, um auch die letzte Glut zu tilgen. Falls sich noch irgendwo ein Funke verborgen hielt, sollte er nicht glauben, er könne sich des Mädchens bemächtigen. David musste wieder husten. Mit der freien Hand fuhr er sich schwindlig über die Augen; dann starrte er hinunter auf den schwarzen Kopf. Nein, jedes Fünkchen war erloschen — das Feuer hatte das Mädchen nicht verbrennen können, und auch nicht sein langes, schwarzes Haar. Es schien aus seiner Ohnmacht zu erwachen; er konnte es an seinen Augenlidern erkennen. David hielt das Mädchen immer noch fest. Es war, als wäre er zu müde für den Gedanken, dass er es loslassen müsse. Er sass da und wusste nur das eine: Er hatte das Feuer überwunden und sein Versprechen gehalten. Das Mädchen, das einer Blume glich, war nicht tot. Es schlug die Augen auf und schaute David an, fragend, jedoch nicht so, als wäre es bange, sondern so, als sei es sicher, dass alles gut war.
«Wer bist du?» fragte es ihn.
Nicht — woher kommst du? Oder — wie heisst du? Oder — was willst du? Wie die Menschen sonst fragen. Sondern — wer bist du?
«Ich bin David.»

Die Wimpern waren sehr lang und schimmerten schwarz; sie glänzten, als ob die Sonne darauf schiene. Und nun lächelte es, erst ganz zaghaft, aber es konnte die kleinen weissen Zähne zwischen den hellroten Lippen sehen. David spürte, wie sich in seinem Inneren etwas ereignete; er hatte ein ähnliches Gefühl wie beim Anhören der Musik — einfach wundervoll. Und es geschah auch etwas mit seinem Gesicht; es bewegte sich, ohne dass er etwas dazutat. —
«David?» fragte das Mädchen — nicht so, als hätte es ihn nicht verstanden, sondern so, als wäre es etwas Gutes; und es hörte nicht auf zu lächeln.
Da wusste David, dass er jetzt selbst lächelte.

Das Land Ausserhalb

Um dem märchenhaft feinsinnigen Buch von Astrid Lindgren, «Mio, mein Mio» (Oetinger-Verlag, Hamburg), gerecht zu werden, sei Anton Tesarek zitiert mit jenen Worten, die er zu Ehren der berühmten und mit Auszeichnungen überschütteten schwedischen Dichterin schreibt :«Manchmal fürchten wir, der Mensch und die Menschlichkeit wären in unserer Zeit für immer gefährdet. Da kommt nun mitten in die Tage der Unsicherheit, der Unruhe, des rastlosen technischen Fortschrittes dieses Märchen. Und auf einmal wissen wir: Es ist doch alles gut. Das menschliche Herz ist unsterblich. ‚Mio, mein Mio' beweist es.» Leicht hätte man ein anderes Buch aus dem Oetinger-Verlag vorstellen können, zum Beispiel ein Werk von Hans Peterson, von An Rutgers oder von Käthe Recheis; denn gar manches ordnet sich unter das Thema «Der Weg zu Freundschaft und Hilfe» ein, und zwar auf eine Weise, die die Poesie Hand in Hand mit Phantasie und Kindertümlichkeit gehen lässt. Doch «Mio, mein Mio», dieses «grossartigste Märchen, das in den letzten Jahren geschrieben wurde», diese Geschichte eines kleinen Pflegejungen, der seinen Vater sucht, scheint uns wie kaum ein anderes Buch Astrid Lindgrens These zu beweisen: «Ein Kind, das mit dem Guten geimpft ist, überwindet auch das Schlechte wie eine leichte Kinderkrankheit, durch die es einmal gehen muss.» Muss man nicht jedes Kind, wo auch immer auf der Welt es lebt, bedauern, wenn es niemals Gelegenheit erhält, unter der behutsamen Führung der schwedischen Dichterin zu erfahren, wie unsere Welt beschaffen ist und dass hinter dem Vordergründigen manches Geheimnis, mancher Zauber sich verbirgt, für den wir uns eigentlich ein offenes Auge bewahren sollten, auch wenn man erwachsen ist?

Vielleicht sollte ich niemals mehr Apfelblüten und grüne Bäume und weiches Gras sehen. Denn nun zogen wir einem Lande entgegen, in dem es keine Blumen gab und wo keine Bäume wachsen konnten und kein Gras.
Wir ritten durch die Nacht. Wir ritten und ritten. Bald gab es keinen freundlichen Mondscheinwald mehr. Er lag hinter uns. Und vor uns wurde es dunkler. Der Mondschein wurde ausgelöscht. Der Boden wurde steinig und hart. Kahle Felswände stiegen überall empor. Sie rückten näher und näher an uns heran. Schliesslich ritten wir auf einem engen, düsteren Pfad tief unten zwischen zwei hohen, schwarzen Bergen vorwärts.
«Wenn nur der Weg nicht so düster wäre», sagte Jum-Jum. «Wenn nur die Berge nicht so schwarz wären und wir nicht so klein und einsam.»
Der Pfad schlängelte und krümmte sich, und es war, als lauerten hinter jeder Biegung tausend Gefahren. Sicher empfand das auch Miramis. Er bebte am ganzen Leib und wollte umkehren. Aber ich hielt die Zügel fest und zwang ihn weiter.

Schmaler wurde der Pfad. Die schwarzen Berge daneben wurden höher. Das Dunkel verdichtete sich. Endlich kamen wir an eine enge Oeffnung zwischen den Felswänden, die einer Pforte glich. Und dahinter lag eine Finsternis, schwärzer als alle Finsternisse der Welt.
«Das Land Ausserhalb», flüsterte Jum-Jum. «Der Eingang zum Land Ausserhalb.»
Miramis bäumte sich wild und wieherte, dass es kaum zu ertragen war. Es hörte sich grauenvoll an, und es war das einzige, was man hörte. Denn die Finsternis hinter der Pforte war stumm. Sie war stumm und schien auf uns zu lauern. Sie wartete nur darauf, dass wir die Grenze überschritten.
Ich wusste, dass ich in die Finsternis hinein musste, aber ich hatte keine Furcht mehr. Nun da ich wusste, es war seit tausend und aber tausend Jahren bestimmt, dass ich durch diese dunkle Pforte sollte, fühlte ich mich mutiger. Ich dachte: Was geschehen mag, mag geschehen. Vielleicht würde ich nie mehr zurückkommen, aber ich wollte nicht mehr furchtsam sein.
Ich trieb Miramis in die Finsternis hinein. Als er spürte, dass ich nicht daran dachte, ihn umkehren zu lassen, sprengte er durch die enge Pforte hindurch, als wollte er durchgehen. Dann sprengte er weiter auf den finsteren Wegen. Wir rasten durch die Nacht. Um uns her war es schwarz. Wir sahen weder Weg noch Steg.
Aber Jum-Jum war bei mir. Er sass hinter meinem Rücken und hielt sich fest an mich gedrückt. Ich liebte ihn noch mehr als sonst. Ich war nicht allein. Ich hatte einen Freund, der mir folgte, einen einzigen Freund, genau wie es gesagt war.
Wie lange wir so durch die Finsternis rasten, weiss ich nicht. Vielleicht war es nur eine kurze Weile, vielleicht waren es viele, viele Stunden. Oder, fast schien es so, waren es tausend und aber tausend Jahre? Es war, als ritte man in einem Traum, einem dieser bösen Träume, aus denen man mit einem Schrei erwacht und noch lange Zeit danach von Entsetzen gepackt ist. Aber dies war

kein Traum, aus dem man erwachte. Wir ritten und ritten. Wir wussten nicht, wo. Wir wussten nicht, wie weit. Wir ritten nur immer durch die Nacht.

Plötzlich blieb Miramis mit einem Ruck stehen. Wir waren an einen See gekommen. Und kein Traum konnte so entsetzlich sein wie dieser See. Manchmal hatte ich von grossem, schwarzem Wasser geträumt, das sich vor mir öffnete. Aber niemals habe ich, niemals hat wohl irgendein Mensch von einem Wasser geträumt, so schwarz wie das, das ich dort mit meinen Augen sah.
Es war das wüsteste, schwärzeste Wasser der Welt. Und um diesen See herum gab es nichts als nur hohe, schwarze, kahle Felsen. Ueber dem finsteren Wasser kreisten Vögel, viele Vögel. Man sah sie nicht, aber man hörte sie. Und nie habe ich etwas Kläglicheres gehört als ihre Schreie. Sie taten mir so leid. Es hörte sich an, als riefen sie um Hilfe. Es hörte sich an, als wären sie verzweifelt und weinten.

Auf der anderen Seite des Sees auf dem allerhöchsten Felsen lag eine grosse, schwarze Burg. Ein einziges Fenster war erleuchtet. Einem Auge glich dieses Fenster, einem roten, unheimlichen und entsetzlichen Auge, das in die Nacht starrte und uns Böses wollte.
«Ritter Katos Burg», flüsterte Jum-Jum, und Miramis zitterte an allen Gliedern.
«Du müsstest ein Schwert haben», sagte Jum-Jum.
Gerade hatte er es gesagt, als wir in der Nähe jemanden jammern hörten.
«Oh . . . oh . . . oh . . .», klagte die jammernde Stimme. «Ich sterbe vor Hunger. Oh . . . oh . . . oh!»
Es konnte gefährlich sein, sich dem Jammernden zu nähern. Es konnte jemand sein, der uns in eine Falle locken wollte. Aber ich dachte: Wer es auch sein mag, ich muss ihn aufsuchen und nachsehen, ob er wirklich Hilfe braucht.
«Wir müssen sehen, wer es ist», sagte ich zu Jum-Jum. »Wir müssen ihm helfen.»
«Jch folge dir», sagte Jum-Jum.
«Und du, Miramis, bleibst hier», sagte ich und streichelte Miramis' Nase.
Er wieherte ängstlich.
«Sei nicht unruhig», sagte ich, «wir kommen bald wieder.»
Weit entfernt konnte der Jammernde nicht sein. Aber es war schwer, ihn in der Dunkelheit zu finden.
«Oh . . . oh . . . oh!», hörten wir die Stimme von neuem. «Ich sterbe vor Hunger. Oh . . . oh . . . oh!»

Wir tasteten uns zu der Stelle, aus der das Jammern kam, wir stolperten über Steine und stürzten in der Finsternis zu Boden. Endlich stiessen wir auf eine alte Hütte. Sie war morsch und verfallen. Hätte sie sich nicht an ein Felsband gelehnt, wäre sie sicher umgefallen. Ein schwacher Schimmer drang aus dem Fenster, und wir schlichen näher und blickten hinein. Drinnen sass ein Greis, ein magerer, elend aussehender kleiner Greis mit grauem, strohigem Haar. Auf seiner Herdstelle brannte ein Feuer, und er sass davor, schwankte hin und her und jammerte:
«Oh . . . oh . . . oh . . . Ich sterbe vor Hunger. Oh . . . oh . . . oh...!»
Wir gingen hinein. Der kleine Greis wurde ganz still und starrte uns an.

Wir hatten die Türe geschlossen, und er starrte uns entgegen, als hätte er etwas wie uns noch nie gesehen. Er hielt die mageren Hände hoch, als fürchtete er sich. «Tut mir nichts Böses», flüsterte er. «Tut mir nichts Böses!»
«Wir sind nicht gekommen, um dir Böses zu tun», sagte ich. «Wir hörten, dass du hungrig bist. Wir kommen, um dir Brot zu geben.» Und ich holte von dem Brot heraus, das ich von der Weberin bekommen hatte, und reichte es dem Greis.
Er starrte mich nur weiter an und sah ängstlich aus, so furchtbar ängstlich, als glaubte er, ich wollte ihn in eine Falle locken.

Noch dichter hielt ich ihm das Brot entgegen und sagte: «Nimm das Brot, hab keine Angst!»
Da streckte er vorsichtig die Hand aus und nahm es. Er nahm es zwischen seine Hände und befühlte es. Dann hielt er es an die Nase und roch daran. Und dann begann er zu weinen.

«Es ist Brot», flüsterte er. «Es ist Brot, das Hunger stillt.» Und jetzt ass er. Nie habe ich einen Menschen so essen sehen. Er ass und weinte, während er ass. Als er gegessen hatte, pflückte er jeden kleinen Krümel auf, der auf seine Kleider gefallen war. Er pflückte, und erst als es dort nichts mehr zu pflücken gab, starrte er uns wieder an und sagte:
«Woher kommt ihr? Wo gibt es solch ein Brot? Um meiner Hungertage willen — sagt mir, woher kommt ihr?»
«Wir kommen aus dem Land der Ferne. Dort gibt es Brot», sagte ich.

Tistou zaubert Blumen

Aus Frankreich kommt das nun auch als Taschenbuch (Arena-Verlag, Würzburg) erhältliche Büchlein «Tistou mit den grünen Daumen» von Maurice Druon. Es erzählt die Geschichte eines kleinen Jungen, der die Stadt Kimmelkorn verzaubert. Alles, was Tistou mit seinen Wunderdaumen berührt, beginnt zu grünen und zu blühen. Man kann das vom Hauch der Dichtung umwehte phantastische Büchlein, das sich an Acht- bis Zehnjährige, aber auch an Erwachsene wendet, als ein Märchen betrachten, dem ein tieferer Sinn innewohnt: Aus jedem Zauber, den der kleine Tistou beginnt, spricht der Wunsch nach einer besseren Welt, aus der Hass, Krieg und Bosheit, Elend und Not verbannt sind.

«Guten Tag», sagte Tistou zu dem kleinen kranken Mädchen.
«Sie sieht nett aus», dachte er, «aber ziemlich blass.»
Ihr schwarzes, geöffnetes Haar fiel lockig über die Kissen. Sie mochte ungefähr so alt sein wie Tistou.
«Guten Tag», antwortete sie höflich und ohne den Kopf zu bewegen. Sie hielt den Blick fest auf die Zimmerdecke gerichtet.
Tistou setzte sich neben das Bett und hielt seinen weissen Hut auf den Knien.
«Doktor Vielübel hat mir erzählt, dass deine Beine nicht gehen wollen — ist es denn schon besser geworden mit ihnen, seitdem du hier bist?»
«Nein», antwortete das kleine Mädchen immer noch mit der gleichen Höflichkeit, «aber das ist nicht schlimm.»
«Warum nicht?» fragte Tistou.
«Weil ich sowieso nicht weiss, wo ich hingehen soll.»
«Ich habe einen Garten zu Hause», sagte Tistou — nur, um überhaupt etwas zu sagen.
«Da hast du aber Glück. Wenn ich einen Garten hätte, hätte ich bestimmt auch Lust, gesund zu werden. Schon, um in dem Garten spazierengehen zu können.»
Tistou betrachtete seine Daumen: «Wenn's weiter nichts ist und man ihr damit eine Freude machen kann . . .»
«Ist es dir nicht zu langweilig hier?» fragte er. «Nicht sehr. Ich sehe mir die Zimmerdecke an und zähle die kleinen Risse darin.»

«Blumen wären auf jeden Fall besser», dachte Tistou, und er stellte in Gedanken einige Sorten zusammen: Mohn — ziemlich viel Mohn und dann Butterblumen, Osterglocken und Narzissen.
Bestimmt lagen auch hier überall Samenkörner herum, die durchs Fenster hereingeweht worden waren. Wenn Tistou nicht sogar welche unter seinen Schuhen hereingebracht hatte.
«Aber du bist wenigstens nicht unglücklich?»
«Um zu wissen, ob man glücklich ist», antwortete das kleine Mädchen, «müsste man einmal glücklich gewesen sein. Ich bin schon krank, solange ich auf der Welt bin.»
Tistou begriff, dass die Traurigkeit, die er überall im Krankenhaus gespürt hatte, hier in diesem Zimmer hockte, in den Gedanken des kleinen Mädchens. Und auch ihm war jetzt ganz traurig zumute.
«Bekommst du Besuch?»
«Oft. Gleich morgens vor dem Frühstück kommt die Thermometer-Schwester. Und dann kommt der Doktor Vielübel — er ist sehr freundlich und spricht leise mit mir und schenkt mir ein Bonbon. Zum Frühstück kommt dann die Pillen-Schwester, und später am Nachmittag, zur Vesperzeit, kommt die Schwester mit den Au-Spritzen. Und schliesslich besucht mich noch ein Herr im weissen Kittel, der jedesmal so tut, als ging es mit meinen Beinen schon viel besser. Er schnürt sie mit Bindfäden zusammen, damit sie sich beugen. Und sie alle behaupten, dass ich gesund werde — aber ich sehe nur zur Zimmerdecke hinauf. Die Decke erzählt mir wenigstens keine Lügengeschichten.»

Während das kleine Mädchen sprach, war Tistou aufgestanden und hatte sich mit der näheren Umgebung des Bettes beschäftigt.
«Wenn das kleine Mädchen gesund werden soll», grübelte er», muss es dazu gebracht werden, dass es den nächsten Tag mit Freude erwartet — das ist vollkommen klar. Eine Blume kann da bestimmt helfen — schon durch die vielen Ueberraschungen, die sie bei ihrer Entfaltung bietet. Eine wachsende Blume gibt richtige Rätsel auf, und das Rätselraten beginnt an jedem Morgen von neuem. Eines schönen Morgens öffnet sich eine Knospe, am Tag darauf entfaltet sie ein zerknittertes Blättchen, das aussieht wie ein kleiner grüner Frosch, und dann entrollt sie ihre Blütenblätter . . . Wenn das kleine Mädchen von einem Tag zum andern auf diese wunderbaren

Ueberraschungen wartet — vielleicht vergisst es dann die Krankheit.»
Und Tistous Daumen waren unermüdlich bei der Arbeit.
«Du, ich glaube wirklich, dass du gesund wirst!» sagte er.
«Du glaubst es auch?»
«Ja, ganz bestimmt. Auf Wiedersehen!»
«Auf Wiedersehen», antwortete das kleine kranke Mädchen höflich, «du hast Glück — du hast einen Garten . . .»

Doktor Vielübel erwartete Tistou hinter dem grossen vernickelten Schreibtisch, der ganz mit dicken Büchern vollgepackt war.
«Na, Tistou, was hast du heute gelernt? Was weisst du von der Medizin?»
«Ich habe gelernt», antwortete Tistou, «dass die Medizin nicht viel helfen kann, wenn das Herz traurig ist. Und ich habe gelernt, dass man Lust zum Leben haben muss, wenn man gesund werden will. Gibt es eigentlich keine Pillen, die den Menschen Hoffnung geben können, Herr Doktor?»

Doktor Vielübel war sehr erstaunt, so kluge Bemerkungen aus dem Munde eines kleinen Jungen zu hören. «Sieh mal an — da hast du ganz allein das erste und wichtigste gefunden, was ein Arzt beherzigen muss», sagte er.
«Und was ist das zweitwichtigste, Herr Doktor?»
«Der zweite Punkt besagt, dass man die Menschen sehr lieben muss, um ihnen richtig helfen zu können.»
Er schenkte Tistou eine ganze Handvoll Bonbons und schrieb ihm eine gute Note in sein Zensurenheft.

Aber Doktor Vielübel wunderte sich noch viel mehr, als er am folgenden Tag das Zimmer des kleinen kranken Mädchens betrat. Das kleine Mädchen lächelte — es war mitten in einem herrlichen Blumengarten aufgewacht.

Um den Nachttisch herum wuchsen Narzissen, die Bettdecke war zu einem schwellenden Kissen von Anemonen geworden, und auf dem Bettvorleger wucherte Hafergras. Aber die Blume — die Blume, auf die Tistou alle Sorgfalt verwandt hatte —, eine herrliche Rose, die sich unaufhörlich wandelte, neue Blätter entrollte und neue Knospen trieb, diese Blume wuchs am Kopfende des Bettes, gleich neben dem Kopfkissen. Das kleine Mädchen sah nicht mehr zur Zimmerdecke hinauf, sondern beobachtete die Blume. Und noch am selben Abend konnte es schon ein bisschen seine Beine bewegen. Es fing an, sich des Lebens zu freuen.

Das Blumenmädchen auf dem Jahrmarkt

Otfried Preussler, der Verfasser der wundersamen Geschichte von der kleinen Hexe, die erst einhundertsiebenundzwanzig Jahre zählt («Die kleine Hexe», K. Tienemanns, Stuttgart), gehört in die vorderste Reihe der Kinderbuchautoren deutscher Sprache. Seine Bücher halten nicht nur einer kritischen Bewertung aus einem erzieherischen Blickwinkel heraus stand, sie sind auch bei den Kindern sehr geschätzt. Das beweisen die zahlreichen Zuschriften, die der Autor aus aller Welt erhält. Die Gestalt der kleinen Hexe, die immer nur Gutes hext, darf als Vorbild dienen, dem nachzueifern sich lohnt. In der Zeitschrift «Jugend und Buch» (Nr. 2/1968) beschreibt Luise Siegling den Fall eines Heimkindes, eines zwölfjährigen Mädchens, das sich stets absonderte und sich als besonders hässlich empfand. Das Buch «Die kleine Hexe» wurde für dieses Kind ein Mittel, um «seine nur teilweise fixierte soziale Rolle mit positiven Inhalten zu füllen». Dieses Beispiel gehört in das Gebiet einer mehr und mehr an Bedeutung gewinnenden Richtung, bei der das Buch als therapeutisches Mittel gewertet wird. Weit eher noch drängt sich aber bei der «Kleinen Hexe» eine Untersuchung auf, wie eine solche Lektüre, an die sich ein gelenktes Gespräch anschliessen sollte, den Weg zu einer humanitären Gesinnung weist.

Ganz hinten, im allerentlegensten Winkel des Marktes, stand stumm und traurig ein blasses Mädchen mit einem Korb voll Papierblumen. Achtlos eilten die Leute daran vorüber, niemand kaufte dem schüchternen Ding etwas ab.
«Wie wäre es», meinte der Rabe Abraxas, «wenn du dich seiner ein wenig annehmen würdest? Das arme Kind tut mir leid.»
Die kleine Hexe bahnte sich einen Weg durch die Menge. Sie fragte das Mädchen:
«Kannst du die Blumen nicht los werden?»
«Ach», sprach das Mädchen, «wer kauft schon im Sommer Papierblumen! Mutter wird wieder weinen. Wenn ich am Abend kein Geld bringe, kann sie kein Brot für uns kaufen. Ich habe noch sieben Geschwister. Und Vater

ist vorigen Winter gestorben. Nun machen wir Papierblumen. Aber es mag sie niemand.»
Mitleidig hatte die kleine Hexe dem Mädchen zugehört. Einen Augenblick überlegte sie, wie sie ihm helfen könnte. Dann kam ihr ein Gedanke. Sie sagte:
«Ich kann nicht verstehen, weshalb dir die Leute die Blumen nicht abkaufen wollen. Sie duften doch!»
Ungläubig blickte das Mädchen auf.
«Duften? — Wie sollten Papierblumen duften können?»
«Doch, doch», versicherte die kleine Hexe ernsthaft. «Sie duften viel schöner als richtige Blumen. Riechst du es nicht?»
Die Papierblumen dufteten wirklich! Das merkte nicht nur die kleine Verkäuferin.
Ueberall auf dem Marktplatz begannen die Leute zu schnuppern.
«Was duftet da?» fragten sie untereinander. «Nicht möglich, Papierblumen, sagen Sie?»
«Gibt es die etwa zu kaufen? Da muss ich mir gleich welche mitnehmen! Ob sie wohl teuer sind?»
Alles was Nasen und Beine hatte, eilte dem Winkel zu, wo das Mädchen stand. Die Hausfrauen kamen gelaufen, die Dienstmädchen kamen, die Bauersfrauen, die Köchinnen, alle. Die Fischweiber liessen ihre gesalzenen Heringe im Stich, der Würstelmann seinen Würstelofen, die Gärtnersfrauen das Grünzeug. Alle, alle drängten sich kauflustig um das Papierblumenmädchen. Selbst der Billige Jakob mit seinem Bauchladen rannte herzu. Weil er als allerletzter gekommen war, stellte er sich auf die Zehenspitzen und formte die Hände zu einem Trichter. «Hallo!» schrie er über die Köpfe der Leute weg, «hörst du mich, Blumenmädchen? Hiiier ist der Billige Jakob! Hebe mir unbedingt ein paar Blumen auf! Eine einzige wenigstens! Hörst du mich? Wenigstens eine einzige!»
«Nein, keine Extrawürstel! Auch für den Billigen Jakob nicht!» riefen die Leute, die vorn bei dem Mädchen standen. «Verkaufe die Blumen der Reihe nach!» Ein Glück, dass wir vorne dran sind, dachten sie. Lang kann der Vorrat nicht reichen, und alle, die später gekommen sind, werden das Nachsehen haben. — Das Mädchen verkaufte, verkaufte, verkaufte. Aber die Blumen im Körbchen gingen nicht aus. Sie reichten für alle Leute, die kaufen wollten — sogar für den Billigen Jakob.
«Wie kommt es nur, dass die Blumen nicht alle werden?» fragten die Menschen verwundert und steckten die Köpfe zusammen. Aber das wusste das Blumenmädchen ja selbst nicht. Das hätte ihm höchstens die kleine Hexe erklären können. Die aber hatte sich längst mit Abraxas davongeschlichen.

Der Weg zum Stadttor

Das Wunder der Andersartigkeit, die Suche nach dem über alle Grenzen hinweg verbindenden Gemeinsamen bildet den tieferen Inhalt der auf den ersten Blick hin naiven Geschichte von Pearl S. Buck, die unter dem Titel «Der Drachenfisch» im Verlag K. Thienemanns, Stuttgart, erschienen ist. Lan-may ist des täglichen Spielens mit ihren Brüdern überdrüssig geworden und wünscht sich sehnlichst eine Schwester, eine Spielgefährtin. Der Fund eines Drachenfisches, der mit kindlicher Wichtigtuerei als Geheimnis gehütet wird, an dem sich die schwesterliche Freundschaft bewähren soll, bildet den Anlass für die Begegnung zwischen der kleinen Chinesin und einem gleichaltrigen Amerikanerkind. Beinahe zufällig und selbstverständlich werden die kindlichen Leser dieses in Schreibschrift veröffentlichten Buches dazu geführt, zu erkennen, dass der Erdkreis mit Menschen verschiedenster Hautfarbe und Rasse bevölkert ist und dass ein jeder danach zu trachten hat, in seinem Mitmenschen den Bruder zu erkennen.

Es war ein schöner Nachmittag, und sie waren ganz glücklich. Lan-may wusste eine Menge Dinge, über die sie sprechen wollte. «Warum sind deine Haare gelb?» fragte sie ihre neue Schwester. «Ist es vielleicht, weil deine Mutter Eier ass, bevor du geboren wurdest?»
Alice lachte: «Ich glaube nicht, denn ihr Haar ist auch so gelb.»
«Womöglich esst ihr alle Eier», sagte Lan-may.
«Ja, wir essen auch eine Menge Eier», bestätigte Alice, «ich bekomme jeden Tag zum Abendessen eins.»
«Wirklich?» rief Lan-may aus. «Ich esse Reis und Kohl, und sieh nur, wie schwarz mein Haar ist.»
«Tatsächlich, es ist kohlschwarz!» stimmte Alice zu.
«Du sprichst auch so fremd», sagte Lan-may.
«Weil ich eine Amerikanerin bin», sagte Alice.
Da war nun Lan-may wirklich erstaunt: «Wie kann ich dich dann überhaupt verstehen?» fragte sie. Sie war direkt ein bisschen erschrocken, dass sie ein amerikanisches Mädchen verstehen konnte.
Alice lachte: «Weil ich chinesisch spreche, du Dummerlein!» sagte sie.

«Können wir denn auch richtige Schwestern sein, obwohl du doch ein amerikanisches Kind bist?» Lan-may fragte es voller Zweifel.
«Warum denn nicht», sagte Alice, «wir sehen doch auch gleich aus —, heb mal deine Hand hoch, Lan-may!»
Lan-may hob ihre Hand hoch und Alice ihre daneben.
«Genau gleich», sagte sie, «nur deine ist brauner als meine, und meine ist rosiger als deine. Aber wir haben fünf Finger an jeder Hand. Hast du auch fünf Zehen an jedem Fuss?»
«Aber sicher», sagte Lan-may.
«Und wir haben beide weisse Zähne. Unsere Haare sind auch aus genau dem gleichen Stoff. Mir macht es nichts, dass deine Haare schwarz sind, Lan-may, wenn es dir auch nichts ausmacht, dass meine gelb sind.»
«Weisst du was?» meinte Lan-may, «lass uns spielen, dein Haar sei wirklich schwarz.»
Aber Alice schaute zweifelnd. «Ich hätte es nicht sehr gern, wenn mein Haar immerfort schwarz wäre. Ich glaube nicht, dass das meiner Mutter gefiele.»
«Ach, weisst du», rief Lan-may, «dann lass uns spielen, dass einen Tag dein Haar schwarz sei und am folgenden Tag mein Haar gelb.»
«Gut», sagte Alice, «dann kann meinetwegen das meinige heute schwarz sein.»
«Ich danke dir, Schwester», sagte Lan-may höflich.
So wanderten sie weiter, den ganzen, lieblichen Nachmittag lang, bis sie das Stadttor vor sich liegen sahen.

Einen Zauberhut für Diogenes

Von irgendwoher kommt eines Tages der alte Mann namens Diogenes auf die Insel. Er schliesst mit dem Buben Jens Freundschaft, und auf Jens Vorschlag hin lässt er den schwarzen Tom, ein Waisenkind, nachkommen. Doch Diogenes kennt die Unbarmherzigkeit der Menschen. Er weiss, dass Tom es nicht leicht haben wird, dass man ihn verachten und verspotten wird. Eine der wichtigsten Szenen in Eva Marders Kinderbuch «Diogenes und der ganz schwarze Tom» (Oetinger-Verlag, Hamburg) ist das tiefsinnige Gespräch zwischen Diogenes und Jens.

«Ach Jens», sagte Diogenes und lächelte. «Mein alter Grossvaterzylinder soll ein Zauberhut sein?»
«Bestimmt!» rief Jens. «Du willst es nur nicht zugeben, damit ihn dir die Leute nicht wegnehmen. Aber von mir erfährt es keiner, Ehrenwort!»
«Ach Jens», sagte Diogenes noch einmal. «Du denkst sicher an die Zylinder, aus denen die Zauberer im Theater oder Zirkus bunte Tücher und Luftballons holen.»
«Ja», rief Jens eifrig, «und Blumen und Kaninchen — ganz viele Kaninchen! Bitte, Diogenes, hol ein paar Kaninchen aus deinem Hut!»
«Das kann ich nicht, Jens, wirklich nicht. Ich bin kein Zauberer, wenn ich es mir auch schon oft gewünscht habe.» Und als er das Gesicht des Jungen sah, das vor Aufregung so rot geworden war, dass man die Sommersprossen kaum noch erkennen konnte, fuhr er fort: «Nicht um Kaninchen aus meinem Hut zu holen, sondern um die Menschen ein wenig freundlicher und friedlicher zu machen. Solch ein Zauberer möchte ich gern sein. Aber das ist schwer, sehr schwer sogar.»
«Du meinst, dass es keinen Krieg mehr gibt?»
«Das wäre mehr, als ein einzelner alter Mann erreichen kann, mein Junge», sagte Diogenes. Er lächelte nicht mehr, er sah ernst, fast traurig aus. «Oder er müsste schon ein sehr mächtiger Zauberer sein. Ich war immer viel bescheidener in meinen Wünschen. Man muss im kleinen Kreis anfangen, wenn man etwas Grosses erreichen will: in der Familie, im Dorf oder auf einer kleinen Insel wie hier. Kannst du verstehen, was ich meine?»
Doch, das konnte Jens. Seine Backen glühten geradezu vor Begeisterung, als er rief: «Und wenn die Menschen auf unserer Insel und auf allen anderen Inseln und — und auch sonst», fuhr er ein wenig unsicher fort, weil er ja die Welt ausserhalb seiner Insel nicht kannte und sie sich auch nicht vorzustellen vermochte, «also wenn alle friedlich und freundlich zueinander sind, dann werden auch die Menschen auf der ganzen Welt keinen Streit mehr miteinander haben!»
«Ja, Jens, so ähnlich. Aber das ist ein weiter Weg.»
«Weil es so schrecklich viele Menschen sind, nicht wahr, Diogenes? Millionen und nochmal Millionen.»
«Ja», sagte Diogenes, und jetzt lächelte er wieder, «sehr viele Millionen, so viele, dass man schon Milliarden sagen muss, und jeden Tag werden es mehr. Dabei ist es schon bei wenigen Menschen schwer, das Freundlich-zueinander-Sein, das Einander-Helfen, das ‚Den anderngelten-lassen', auch wenn er anders ist, als man selbst. Sogar bei den paar Menschen auf dieser kleinen Insel ist es schwer.»